Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944
1933

297 (27.10.1933) Die deutsche Frau

Visual Library

Die deutsche Frau

Von der deutschen Bäuerin

Eine Stadtfrau erzählt . . .

„Die Sorge des Bauern ist auch die Sorge der Bäuerin." Wenn Staatsrat Meinberg diese Worte den Landfrauen zurief, dann tragen sie ganz besondere Bedeutung in sich. Denn kein Wirtschaftszweig drängt die Frau so schicksalsverbunden untrennbar an die Seite des Mannes, wie die Wirtschaftsgemeinschaft des Bauern und der Bäuerin. Sie sind aufeinander angewiesen und beide werden sich bewußt, daß der eine ohne den anderen die ererbte Scholle nicht ordnungsgemäß halten kann.

Gerade die Stadtfrau sollte einmal über den Stand der Bäuerin nachdenken. Es ist für die Verwirklichung der wahren Volksgemeinschaft dringend erforderlich, daß die lebendige Verbindung zwischen Stadt- und Landfrauen nicht nur theoretisch mit Worten angestrebt wird. Sie muß in den Herzen der Frauen aufwachsen. Wir Stadtfrauen sollten einmal, wenn sich die Gelegenheit bietet, hingehen zu der deutschen Bäuerin und sie in ihrer Arbeit und ihrem Wesen kennenlernen.

Wir Stadtfrauen wollen es uns meistens nicht eingestehen, wie viel an ursprünglichem Wissen wir von der Landfrau lernen können. Das heißt nicht, daß sie über uns stände, und wir zu ihr aufsehen müßten. Nein. Wir wollen uns das nur einmal klar machen, daß die Bäuerin Kräfte in sich birgt, die uns vollkommen fremd sind oder von denen wir nur gehört oder gelesen, aber die wir nie selbst erlebt haben. Andererseits besitzt wieder die Stadtfrau, wie sie jetzt heranreift ihre eigentümliche Wesenheiten, von denen die Bäuerin wieder lernen kann.

So betrachtet soll und kann die Einheit zwischen Stadt- und Landfrau geschaffen werden.

Die schollenverbundene deutsche Bäuerin ist und bleibt aber ein Ausgangspunkt. Also muß zunächst die Stadtfrau zurück zur Landfrau finden. Die Bäuerin ist die mit der Scholle Verwachsene, sie ist der Natur mit all ihren Tücken und Schicksalsschlägen näher. Sie lebt mit der Natur in einer Schicksalsgemeinschaft, zwangsläufig und doch triebhaft zu ihr gehörig wie in einer Ehegemeinschaft, die einmal eingegangen, von Lebensdauer sein muß.

Wir dürfen bei aller Verehrung zu der deutschen Bäuerin aber auch nicht verkennen, daß auch sie „neuzeitlichen" Ideen verfallen war und damit in ihren Grundfesten zerstört wurde. Sie hat ihre Scholle nicht mehr überall als Erbgut betrachtet und der geldgierige Handelsgeist verdrängte die Vereinigung von Blut und Boden. Auch die Bäuerin hat hier oft versagt, wenn auch vielleicht oft unbewußt, so muß ihr doch die Erkenntnis reifen, daß sie jetzt den Weg findet, der aus dem Verfall herausführt. Und dieser Weg aus dem Verfall wird viel Verzicht mit sich bringen können, aber wir dürfen jetzt unsere Schuld abtragen. Wir dürfen hinaufstreben — Stadt- wie Landfrauen — bis unsere Schuld abgetragen ist.

Die deutsche Bäuerin muß wieder ein Begriff von Zähigkeit, Besonnenheit, Gutmütigkeit, Offenheit, unbedingter Schollenverbundenheit werden. Dann wird uns die deutsche Bäuerin wieder ein Symbol der Stetigkeit, an das wir glauben, an dem wir, die wir nicht den Halt in der Scholle besitzen, uns aufrichten wollen.

Es ist etwas Eigenes als Stadtfrau zwischen tausenden von Landfrauen zu sitzen und in die Gesichter dieser Menschen zu lesen und in ihnen das selbstgestellte Symbol einmal in Wirklichkeit erleben zu wollen . . . Dann werden wir sehr enttäuscht sein . . . so denken viele. Aber wer richtig zu sehen versteht, der wird auch nicht enttäuscht sein können. Hell und klar leuchteten die Augen aller, wenn sie zur Mitarbeit und dem Aufbau des Dritten Reiches unter Adolf Hitler aufgerufen werden. Man fühlt mitten unter ihnen, wie diese Frauen ein unsichtbarer Strom verbindet, wie es in ihnen wächst, wenn von ihnen als der größten Arbeitgeberin aus berufenem Munde gesprochen wird, und nicht nur das, wenn die Bitte an sie gerichtet wird: **„Erzieht Ihr das kommende Geschlecht zu deutschen Männern und Frauen."**

Man sah es, wie diese Worte sie gleichsam größer werden ließen und sie saßen da, wohl bewußt ihrer ursprünglichen Kraft, die sie den Stadtfrauen voraus haben. Der Bauernstolz erwachte.

Es wehte auf einmal ein frischer Schollengeruch in diese Räume, in dieser Großstadt, der von den eigenkräftigen Gestalten ausgehen mußte. Gestalten, wie sie **Lulu von Strauß und Torney** und eine **Annette von Droste** so lebenswahr dargestellt haben, rückten immer mehr in das Blickfeld. Diese beiden größten Dichterinnen des niedersächsischen Bauerntums, selbst Kinder dieses Landes, haben die leisesten Regungen des verschlossenen Menschenschlags belauscht. Sie haben in die Herzen mit Sehergabe hineingeblickt und instinktmäßig alles erfaßt, worum wir uns immer wieder mühen. Aber wir sollen es auch versuchen in die Schollenverbundenheit, die Heimatliebe dieser edlen Landfrauen hineinzuwachsen.

Jede einzelne Bäuerin strömt eigene Kraft aus, selbst wenn sich ihre Kräfte schon in einem Uebermaß an Arbeit verbrauchten, sitzen sie immer noch sehnig, stark in schlichter aber derber Kleidung zwischen den noch unverbrauchten Kraftgestalten. Wir sind versucht, sie zu „bedauern", und fühlen „Mitleid" und möchten „helfen" — sehen wir ihnen aber dann in die Augen . . . und das ist das seltsame aller tätigen Landfrauen ob arm ob reich, ob jung, ob alt, ob zufrieden oder unzufrieden, die Augen sind klar und eindrucksvoll und niemals nichtssagend und ausdruckslos, wie bei unseren „Dämchen" der Stadt, die es immer noch zur Genüge gibt. In ihren Augen liegt das reifestrotzende Aehrenfeld, die satten Weiden, der weite Himmel, die Stoppelfelder, liegt der ewige Kampf mit der Natur, der uns lebensfrisch erhält.

Ehetauglich oder nicht?

Die ältesten Kreisärzte können sich nicht entsinnen, ihr Vorzimmer jemals so voll Wartender gehabt zu haben wie jetzt, obwohl sie wahrlich nie über Patientenmangel zu klagen brauchten. Dies ist zum großen Teil eine Folge der Ehestandsdarlehen, die die Regierung gibt und die von einer amtsärztlichen Gesundheitsbescheinigung abhängig gemacht werden. Der § 4 der Durchführungsverordnung über die Ehestandsdarlehen bestimmt: „Ehestandsdarlehen werden nicht gewährt, wenn einer der beiden Ehegatten zur Zeit der Antragstellung an Infektionskrankheiten oder sonstigen das Leben bedrohenden Krankheiten leidet." Im Wortlaut dieses Paragraphen ist die Auslegung des Begriffs „Ehetauglichkeit", wie er heute verstanden wird, vollkommen enthalten. Als Infektionskrankheiten gelten in der Hauptsache die Tuberkulose und die Geschlechtskrankheiten, während als anderweitig, das Leben bedrohend" alle sogenannten Erbkrankheiten anzusehen sind.

Wir stehen im Zeichen der völkischen Aufartung. Und unter diesem Gesichtspunkte wäre es ein Wahnsinn, wollte der Staat nicht wenigstens an die Ehepartner, deren Ehe er aus bevölkerungspolitischen Gründen durch finanzielle Unterstützung zusammenzubringen hilft, die allerstrengsten Anforderungen in gesundheitlicher Beziehung stellen. Erbkranken und minderwertigen Nachwuchs haben wir in Deutschland reichlich genug und brauchen nicht noch mit öffentlichen Mitteln etwas zu seiner Vermehrung zu tun. Wenn wir uns an die jüngsten Schätzungsversuche halten wollen, so haben wir gegenwärtig, gemessen an der Gesamtbevölkerung, rund 1,5 v. H. mit Schwachsinn, 1,75 v. H. mit Idiotie und Geisteskrankheit, 0,15 v. H. mit Epilepsie und 0,04 v. H. mit Blindheit und Taubstummheit erblich Belastete. Dazu kommen alle diejenigen, die kriminelle Anlagen oder körperliche Mißbildungen aufzuweisen haben. Gegen viele dieser Erbkranken wird das im Jahre 1934 in Kraft tretende Sterilisierungsgesetz Anwendung finden können, aber ein großer Teil wird noch frei ausgehen, weil die Mängel nicht immer zu erkennen sind oder eine Beobachtung auf zu große Schwierigkeiten stößt.

An dieser Stelle helfend einzugreifen ist die „Ehestandsdarlehensverordnung" durchaus in der Lage. Sie erfaßt große Teile der Bevölkerung, die wenig bemittelt sind, aber doch heiraten möchten, und trifft unter ihnen eine wirklich zuverlässige Auslese. Zugleich dient die Untersuchung dieser immerhin bedeutenden Bevölkerungsschicht als erbbiologische Bestandsaufnahme, die gewisse Rückschlüsse und Verallgemeinerungen gestattet. Ein allgemeines Ehetauglichkeitszeugnis ist leider bisher noch nicht vorgeschrieben.

Einer großen Schwierigkeit begegnet heute noch die Tauglichkeitsprüfung, einem Mangel, dem auch nicht mit einfachen Mitteln abzuhelfen ist. Während die Infektionskrankheiten durch den kundigen Arzt verhältnismäßig leicht festgestellt werden können, ist dies bei den Erbkrankheiten durchaus nicht der Fall. In ihrer Erkennung liegt das eigentliche Problem bei der Feststellung der Ehetauglichkeit, wie auch der Eheberatung überhaupt. Diese Uebel sind in der Erbmasse verankert und treten daher schicksalhaft, oft erst nach Generationen, wieder auf. Zur Vermeidung ihrer Vererbung gibt es als leidlich wirksames Mittel nur die genaue Familien- und Ahnenkenntnis. Auf dem Gebiete der Familienforschung liegt aber noch sehr vieles im Argen. Erbliche Krankheiten sind bei unseren Vorfahren teils nicht erkannt, teil verschwiegen worden, so daß uns der sichere Anhalt zumeist fehlt. Auch die Sterberegister geben keineswegs immer die richtigen Todesursachen an. Hier Wandel zu schaffen ist eine dringende Aufgabe der Zukunft.

Mama – Papa

Der Deutsche ist sich seines Volkstums wieder bewußt geworden. Immer mehr muß ausgeschieden werden, was sich einbürgerte in gedankenloser Nachäfferei, zu der der Deutsche leider von jeher geneigt war. Wir brauchen z. B. doch wirklich keine französische Mode, unsere Industrie ist zumindest auf der gleichen Höhe mit der ausländischen.

Niemals hätte deutscher Geist, um nur ein Beispiel anzuführen, den „Cul de Paris" zu deutsch „Pariser Hintern", lächerlichen Angedenkens ersonnen, der vor ein paar Jahrzehnten und auch schon einmal zu Schillers Zeiten Mode war und seinen Siegeszug durch ganz Deutschland antrat. Darum deutsche Art auch in der Kleidung.

Auch unsere Sprache hat ein großes Reinemachen dringend nötig. Abgesehen von den vielen Fremdwörtern, die immer noch im Umlauf sind, ist es besonders die bewußte Verdrängung der jedem Deutschen geheiligten, kernigen Wörter „Vater" und „Mutter" durch das fade „Papa", „Mama". Während in den Städten der Anruf Vater und Mutter erfreulicherweise überwiegt, ist auf dem Lande das welsche Papa und Mama, verdeutscht in „Babbe" und „Mamme", noch vielfach zu hören, weil man offenbar der Ansicht ist, daß damit ein gewisser Grad der Vornehmheit zum Ausdruck gebracht wird.

Darum, Deutscher im neuen Dritten Reich, sei in allem deutsch, man braucht sich deutscher Art, seiner deutschen Sprache nicht zu schämen.

Lina Ebert.

Was soll ich heute kochen?

(Nachdruck verboten.)

Sonnatg: Tomatensuppe, Fischkarbonaden, warmer Kartoffelsalat.

Montag:: Gemüsesuppe mit Fleischklößchen, Apfelküchle.

Dienstag: Gebrannte Grießsuppe, Sülze in brauner pikanter Tunke.

Mittwoch: Grünkernsuppe (½ Pfund ganze Grünkern, das Durchgeschlagene samt dem Suppengrün und einer gekochten Kartoffel aufheben für die Fleischküchle morgen). Schinkennudeln, Endiviensalat.

Donnerstag: Pilzsuppe (Maggi) Fleischküchle (halb Suppendurchgeschlagenes von gestern, halb Hackfleisch).

Freitag: Kartoffelsuppe, Kabliaukotelett, Petersilienkartoffeln.

Samstag: Linsensuppe (Kartoffeln u. Suppengrün extra kochen), durchgetrieben an die Linsensuppe und braune Zwiebelmehlschwitze. Würstchen.

2 mal die Wintermonate Fisch. Billig, gut, nahrhaft.

Rezept

Fischklöße für 5 Personen: 1½ Pfund Kabliau (23 Pfg. das Pfund), abziehen, roh entgräten, durch die Hackmaschine treiben. 2 von der Rinde befreite Milchbrötchen in Milch weichen, ausdrücken, mit 2 Löffel Fett, 1 feingeschnittene Zwiebel dämpfen, mit Muskat, Pfeffer, Salz, etwas Maggiwürze, gut mengen, flache Klöße formen, in Mehl wälzen, dann in Ei und panieren, in Erdnußöl backen. Auch kalt sehr gut.

Fischklöße mit Tunke. Dieselbe Masse, unpaniert, nur in Mehl gewälzt, in einer hellen Kaperntunke (für 10 Pfg. Kapern mit dem Essig), Salzkartoffeln dazu.

A. D.

Zum Nachdenken

Der Amerikaner Kallikak heiratete zuerst eine schwachsinnige Frau, die ihm einen Sohn gebar, und darauf eine gesunde Frau, die ihm 10 Kinder schenkte. In 5 Generationen hatten die 10 Kinder eine Nachkommenschaft von insgesamt 496 Menschen, die alle gesund waren und sich in angesehenen Lebensstellungen befanden. In dem gleichen Zeitraume war die Nachkommenschaft des einen Sohnes der schwachsinnigen Frau auf 480 Personen angewachsen. Von diesen waren aber 146 schwachsinnig, 36 unehelich, 33 der Prostitution verfallen, 24 dem Alkohol ergeben, 3 epileptisch und 82 lebensunfähig, so daß sie bald nach der Geburt starben.

Man erkennt daraus, welche Belastung der Gesellschaft durch die unbeschränkte Fortpflanzung eines einzigen minderwertigen Menschen auferlegt werden kann.

Zur Kenntnisnahme

Zu unserer in der letzten Frauenbeilage veröffentlichten Besprechung des Lehrbuches von Emilie Bilger über „Weißnähen" ist noch zu bemerken, daß Frau Bilger, von der das Buch zu beziehen ist, nicht in der Weinbrennerstraße, sondern in der Vinzentiusstraße 7 wohnt. Der Preis des Buches beträgt 4.— RM.

Brüderchen

Von Ludwig Bäte

Der hellblonde, frische Sechsjährige mit den blaugrauen, schon ein wenig energischen und doch nachdenklichen Augen hatte sich sehr auf das Brüderchen gefreut, das ihm der Storch bringen sollte. Daß es ein Junge sein würde, stand von vornherein fest: „Mädchens sind katzig, mit denen kann man nicht spielen!"

Nun war sein Wunsch erfüllt, doch durfte er das Wunder noch nicht sehen; erst mußte die Mutter im Brüderchenhaus, wie er die Klinik nannte, lernen, wie man mit dem Kleinen umzugehen hatte. Das hatte sich seit seinen ersten Tagen — er war ja schon so groß! — sehr geändert, und ihm war das auch klar geworden.

Der kleine Bruder entzückte ihn nun nicht sonderlich. Verschrumpelt und mit zugekniffenen Augen lag er in seinem Bettchen und schrie jämmerlich, als er ihm nach seiner Ansicht sehr leise und behutsam über den Kopf streicheln wollte. Auch seiner Schilderung der neuen Eisenbahn brachte er keine weitere Anteilnahme entgegen, sondern starrte unverwandt gegen das Musselindach des Körbchens. Ebenfalls schien ihn die mitgebrachte Jahrmarktsflöte nicht zu locken. Ein wenig gekränkt nahm der Sechsjährige Abschied und nur die baldige Wiederkehr der Mutter vermochte ihn noch zu trösten.

Zu Hause aber mischte sich rasch das Gefühl der Zurücksetzung in die Enttäuschung. Die Mutter mußte sich fast nur noch um das Kleine kümmern, der Vater hatte sehr viel zu tun, und auf dem Mädchen lag die Bürde des gastlichen Haushalts. Mißmutig stocherte der Aeltere im Spielzimmer herum, kramte unter seinen Bilderbüchern, die er dem Brüderchen hatte vorlesen wollen, und war kaum zu bewegen, an das Bett zu kommen oder zuzuschauen, wie es gebadet und genährt wurde. Einmal stand er trotzig bereit, zu seiner Großmutter zu gehen, bei der er auch jetzt noch ihr Junge war. Nur die Zusicherung, daß ihn die Mutter ebenso liebe wie den Bruder, hatte ihn veranlaßt, seinen Matrosenmantel wieder an den Haken zu hängen. Die Mutter, die langsam genas, suchte ihn mit den alten Beweisen der Zärtlichkeit von neuem zu gewinnen; es blieb jedoch in dem feinspürigen, früh an das Zusammenleben mit den Erwachsenen gewöhnten Kinde eine Unbestimmtheit, die sich oft quälend in den großen Augen ausdrückte und dem klaren, ungetrübten Gesicht etwas rasch Reifendes gab.

Bis eines Tages ein Ereignis den verschlossenen, beinahe ein wenig gewollt abgesperrten Schacht wieder aufstieß.

Bei dem Kleinen hatten sich Fieberanfälle eingestellt, die den winzigen Körper bald so schüttelten, daß jeder das Schlimmste befürchtete. Man hatte es dem Sechsjährigen selbstverständlich zu verheimlichen gewußt, aber der häufige Besuch des ihm gut bekannten Doktors machte ihn mißtrauisch, und das Mädchen sagte ihm schließlich alles. Blaß schlich er an die Tür und horchte. Drinnen war es still; die Mutter schien soeben hinausgegangen zu sein. Auf hochgehobenen Füßen schlich er ans Bett. Dicker Schweiß stand auf der kleinen Stirn. Er wagte nicht, sie zu streicheln und wehrte nur ungeschickt eine Fliege ab, die sich auf die weiße Wolldecke setzen wollte. Tränen quollen ihm aus den Augen. Die Uhr tickte in der Ecke. Vorsichtig schob er einen Stuhl herbei und hielt, wie er das oft vom Vater gesehen hatte, das Perpendikel an. Dann zog er die Gardine, durch die sich ein Streifen Sonnenlicht schob, enger zusammen. Unverwandt beobachtete er dabei das Gesicht des Schlafenden.

Plötzlich schlug der Kleine die Augen auf, und ein Lächeln lief, wie es schien, um den Mund, der sich nach dem entflohenen Fieber entspannte. Da stürzte der Sechsjährige auf den Korb los und preßte sein heißes Gesicht in die Kissen: „Mein süßes Brüderchen, morgen fahre ich Dich aus!"

Die Mutter, die sacht hinzu getreten war, schloß ihren Jungen, in dem zum erstenmal das Leben sich aus dem triebhaften Dunkel von urfernen, grausamen Anfängen her überwunden hatte, wortlos in die Arme.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg